

Der fränkische Bauer

Ein Charakterbild von M. Walter, Bamberg

Den fränkischen Bauern wollen wir zeigen, dies Geschlecht voll Kraft und Stärke, das sich durch Jahrhunderte rein erhalten hat, das die Sitten und Gebräuche seiner Ahnen übernommen und sie seinen Kindern auf den Lebensweg mitgibt.

Der fränkische Bauer wird im allgemeinen für kurz angebunden, wortkarg und verschlossen gehalten. Nur wenige Gegenden Frankens machen davon eine Ausnahme. Der Ernst auf dem Gesichte verläßt ihn auch im Familienkreise nicht. Lange Beratungen und Verhandlungen in der Familie gibt es nicht. Des Vaters Wort ist oberstes Gesetz. Das weiß die Frau, das wissen die Kinder, die auf einen Wink, auf einen Blick hin sofort gehorchen.

Es darf aber nicht behauptet werden, daß der Bauer seine Familie nicht mit ganzem Herzen lieb hat, daß in der Familie nicht gegenseitige Liebe vorhanden ist. Eben dieses Kurzangebundene ist es, das dem Bauer Ehrfurcht und Liebe einträgt, dieses Starke, Entschlossene, zu dem die Familienangehörigen voll Stolz und Vertrauen aufschauen. Sein Weib behandelt der Bauer gut. Er weiß, was die treue Gefährtin an seiner Seite bedeutet, die mit ihm alle Last und alles Leid teilt. Er zeigt diese Liebe nicht äußerlich, er vergöttert sein Weib nicht, aber er liebt es mit seinem ganzen Wesen, und wehe, wenn seiner Gefährtin einer zu nahe tritt. Ehebruch war bis vor kurzem im Bauernstande höchst selten anzutreffen. Die beiden Gatten fühlten sich viel zu enge aneinandergesettet, als daß der eine oder andere Teil diese Kette zu durchbrechen versuchte.

Wie seinem Weibe, so ist der Bauer auch seinen Kindern in Liebe zugetan. Streng und gerecht waltet er über sie und bestraft hart. Aber gerade die Härte wirkt ausgezeichnet. Einen Schlag vom Vater zu erhalten, empfindet das Bauernkind fast als Schande. Er zeigt auch hier selten seine Liebe äußerlich; aber wenn er etwas schenkt, so hat das doppelten und dreifachen Wert: es ist vom Vater. Früh hält der Bauer sein Kind zur Arbeit an, gibt ihm keine tägliche Verpflichtungen und bildet so — ein ausgezeichnete Pädagoge — sein Kind nach seinem Willen. Ungeratene Söhne waren vordem in echten Bauernfamilien selten. Verschwendung übt der Bauer nie an seinen Kindern. Unter dem Weihnachtsbaum des Dorfkindeß liegt nicht der zehnte Teil von dem, was ein Stadtkind empfängt. Aber die Freude des Dorfkindeß über das wenige Küpliche ist größer als die des Städtischen über das bunte Vielerlei.

Den Geldbeutel führt der Bauer. Was die Bäuerin an Milch, Butter und Eiern einnimmt, bildet ihr Haushaltungsgeld. Die Frau ist oft völlig im unklaren über die augenblicklichen Vermögensverhältnisse; denn alle Einnahmen und Ausgaben gehen durch die Hand des Bauern. Die Kinder bekommen sehr selten Geld in die Hand; einen Groschen für den Jahrmarkt und sonst nichts. Aber um den Sinn des Sparens zu wecken, bekommt das Kind bei größerem Verlauf ein Stück ab, das aber schön zusammengesezt wird, bis es zur Anschaffung eines Kleides oder sonstigen Gebrauchsgegenstandes reicht. Wenüschige Kinder kennt oder sagen wir kannte das flache Land darum nicht.

Wie der Bauer zu seinen Familienangehörigen, so ist er auch zu seinen Diensthöten. Es ist eigentlich gar kein großer Unterschied zwischen den beiden. Kaum ist ein richtiger Diensthöte eingetreten, so gibt er sich Mühe, seines Herrn Eigenheiten und Gewohnheiten abzugucken und sich danach zu richten. Damit ist aber auch die Grundlage eines gedeßlichen Zusammenarbeitens gegeben. Der Diensthöte erblickt im Bauern gleichsam seinen Vater, dem er sich in allem anvertrauen und von dem er Rat und Hilfe erhoffen kann. Wegen seine Eltern ist der Bauer liebevoll, aber herrlich.

Das schöne Verhältnis zwischen dem Bauern und seiner Familie wirkt sich auch bei der schweren Arbeit, die er verrichten muß, aus. Es ist jedoch ein großer Irrtum, anzunehmen, daß dem Bauern, wenigstens dem vom alten Schläge, die Arbeit als Last erscheint. Der Bauer betrachtet seine schwere Arbeit als eine ihm von höherer Seite gestellte Lebensbestimmung und Lebensaufgabe, und geht an sein Tagewerk nicht mit Widerwillen und Abneigung, sondern mit dem Gedanken, daß in der Arbeit auch Kraft und Süße liege und daß er dadurch eine höhere Pflicht erfülle.

Aus dieser Einstellung heraus ist es zu erklären, daß der Bauer selbst bei der schwersten Arbeit immer seinen Humor bewahrt und daß gerade beim Ernten in der heißesten Sonne Scherz und Wit auf dem Felde daheim sind. Ein verdrossenes Gesicht kann er nicht leiden, und wenn er sieht, daß ein Untergebener ein widerwilliges Gesicht zu einem Auftrag macht, so führt er lieber die Arbeit selber aus und läßt den Untergebenen beschämt und gebessert beiseite stehen. Bei der Arbeit kennt der Bauer keinen Rangunterschied. Der Großknecht hilft der Kleinnagd, die Großnagd dem Stallbuben, wenn der andere Teil mit Arbeiten überladen oder zu schwach bei Kräften ist. Rangunterschiede gibt es höchstens bei der Rede am Tisch, wo der Hübsbub nicht das große Wort zu führen hat, aber sonst nicht. Es ist weiter eine Selbstverständlichkeit, daß nicht jede Arbeit erst befohlen werden muß, daß, wer irgend etwas zu tun findet, dies von selbst erledigt, auch wenn es vielleicht in den Arbeitsbereich des anderen gehört. Ein Hände-in-den-Schoß-Zeigen gibt es beim Bauern nicht, auch nicht beim Bauernknecht. Ist keine vordringliche Arbeit da, sucht man sich Kleinarbeit, die sich im Bauernanwesen immer vorfindet. Selbst im strengsten Winter wird da keine Ausnahme gemacht, und der „Bauer hinterm Ofen“ ist ein Märchengebilde, wie auch die Bezeichnung der Winterzeit überhaupt als der schönsten Zeit des Bauern ein Wort ohne Wahrheit ist.

Eine Ruhestunde kennt der Bauer nicht und kann sie auch nicht ertragen. Setzt einen echten Bauern hinein in die Stadt, läßt ihn nichts arbeiten und alles, was das Leben braucht, vorfinden, er wird es nicht lange aushalten, er wird krank vor Heimweh nach der Arbeit. So ist das oft gesehene Bild vom schlohweißen Greis, der auf Stöcken gestützt zur Arbeit humpelt, erklärlich. Und wenn er nicht selbst helfen kann, wenn er nur unter den Arbeitenden weilen und manchmal ein Wort der Aufmunterung oder des Anordnens sagen kann. Doch soll natürlich nicht behauptet werden, daß der Bauer ein Fanatiker der Arbeit sei. Fanatiker wird er, wenn's „auf dem Nagel brennt“, wenn Gewitter kommen und dergleichen. Aber er kann es auch „räd“ gehen lassen. Er weiß wohl, daß andauernde Überanstrengung sich rächt und daß das Hirneintrennen keinen

Sinn hat. Er arbeitet, wie es die Umstände erfordern; aber arbeiten muß er, das liegt ihm im Blute. Und danken wir Gott, daß das noch so ist, daß noch unser Bauernstand von dem Wandel der Begriffe im letzten Jahrzehnt unberührt geblieben ist, auf daß er die Keimzelle unseres Wiederaufstieges werde.

Altwürzburger Erinnerungen aus den Jahren 1825/27 (für Familienforscher)

Von Otto Freiherr von Taube

Im Herbst des Jahres 1825 nahm der russische General v. Patkul, der als Sproß eines verarmten deutschen Weichhauses in Estland sich schon als Knabe dem Soldatenberufe gewidmet hatte und zu der Zeit das zweite russische Garde-Infanterie-Regiment, das Semenowische, befehligte, einen langen Urlaub und begab sich mit seiner jungen Frau, sieben Kindern — davon sechs erster Ehe —, einer Weilschweizer Erzieherin und fünf Diensthoten nach Würzburg. Dort hatte der ehemalige Messerschmied Johann Georg Heine eine orthopädische Anstalt gegründet, die sich größten Rufes erfreute, und in ihr hoffte der General für seine zweite Tochter, die erwachsene Elise, Besserung zu finden. Die vierte Tochter, Sophie, die nachmals meinen Großvater väterlicherseits heiratete, hat als alte Frau Jugenderinnerungen für ihre Nachkommen diktiert und dabei auch ihren Würzburger Aufenthalt geschildert. Sie war kurz vor dem Aufbruch dorthin dreizehn Jahre alt geworden.

Als der Kaiser Alexander I. Patkul den Urlaub bewilligt hatte und, im Begriffe, selbst eine weite Reise in den Süden seines Reiches anzutreten, ihn zum letzten Male besuchte, empfahl ihm der General seine Familie für den Fall, daß er in Deutschland sterben sollte. Prophetisch antwortete ihm der Kaiser: „Du wirst heimkehren, ich aber nicht“; und dann eröffnete er ihm den Verzicht des nächsten Thronerben, des Großfürsten Konstantin, ein Staatsgeheimnis, dessen Enthüllung vor anderen Personen dem Reiche manches Furchterliche erspart hätte.

Am Anfang Oktober 1825 muß die Familie v. Patkul, über Königsberg i. Pr., Bayreuth und Bamberg reisend, in Würzburg eingetroffen sein. Sie blieb vorläufig ab im schön am Main gelegenen, heute noch bestehenden Gasthof zum Schwan. Dort erfuhr sie bald nach der Ankunft den Tod Max Josephs von Bayern, der am 13. Oktober erfolgt war; der König und Zar Alexander waren verschwägert durch ihre Gemahlinnen, zwei bairische Schwestern, so ging der Tod des nahen Verwandten ihres Herrn der Generalfamilie sehr nahe, und die junge Sophie war höchst bestrebt, daß der aufwartende Kellner ihnen die Nachricht bei Tisch so laßbilitig und beiläufig erzählte. „Sein König ist gestorben und er ist gar nicht traurig!“ entrüstete sie sich.

Aus dem Schwan siedelten Patkuls in das orthopädische Institut Direktor Heines über, das zu Ehren der Gemahlin König Maximilians I. das „Carolineninstitut“ hieß und alljährlich von seiner hohen Beschützerin besucht wurde, so daß die Generalfamilie die nunmehrige Königin Witwe zu sehen bekam. Als der neue König — Ludwig I. — Würzburg besuchte, empfing er den General in Audienz: in Paradeuniform fuhr dieser zur

Sehr wichtig ist für uns Franken der *FR.* *Haud* und der Vorname *Hugo*; beide sind das gleiche. Von *Hugo* meint *Nieb*, daß dieser Name künstlich wiedererweckt worden sei. Ich möchte diese Auferstehung aber sehr begrüßen; ist doch *Hugo* — (*Haud*) ein alter Name für die Franken selbst, in dem sich der Name des germanischen Stammes der *Chaulen* verbirgt. Die Mischung *Franken-Hugonen* ist vollkommen bezeugt. Ich erinnere an die Stelle im *Beowulf*-Liede, wo es in einem Zusammenhang, in dem nur von den Franken die Rede sein kann, heißt: „Es entstand bittere Feindschaft mit den *Hugen*.“ Ober an einen Zusatz in den aus dem 11. Jahrhundert stammenden *Quedlinburger Annalen* zu *Hugo Theoderich*, dem unehelichen Sohn *Chlodowechs*: „*Hugo Theoderich* heißt dieser, d. h. *Franko*, weil einst alle Franken *Hugonen* hießen nach ihrem Führer *Hugo*“. Und mit dieser letzten Bemerkung wiederum stimmt überein, daß *Widukind* in seiner *Sachsengeschichte* den *Frankenkönig Chlodowech* unter dem Namen „*Huga*“ erwähnt. Demnach wäre es sehr zu begrüßen, wenn recht viele Franken ihre Söhne auf den Namen *Hugo* taufen ließen.

Schließlich hat es mich gefreut zu sehen, wie der Verfasser beim *FR.* *Seifried*, *Seifert*, *Seuffert*, *Seufahrt* usw. darauf hinweist, daß es sich hier natürlich um den berühmten fränkischen Sagenhelden *Siegfried* handelt. *Nieb* weist auch bei dem in Franken häufigen Namen *Seig* auf die Beliebtheit der *Siegfrieds*-Sage in Franken hin. Ich möchte dies nachdrücklich unterstreichen. Wollten doch die vielen Franken, die bis jetzt vielleicht mit einer gewissen, in dieser Hinsicht verzeihlichen Gedankenlosigkeit das *Wagnerische* *Musikdrama „Siegfried“* genossen haben, wollten sie doch bedenken, daß es ohne die Franken eine *Siegfrieds*-Sage überhaupt nicht gäbe! Ja, *Siegfried* ist die leuchtendste Verkörperung des fränkischen Stammes, freilich aber auch eine stete Mahnung zum Streben nach dem Kerngefunden, der Bereinigung von körperlicher Kraft und sittlichem Adel.

Der fränkische Bauer *)

Ein Charakterbild von *M. Walter*, Bamberg

Zu einer lebenswahren Charakteristik des fränkischen Bauern gehört ein Bild aus einem fränkischen Wirtshaus. Wie der Stamm der echten fränkischen Bauern bei allem Tun und Handeln ein eigenes Gepräge zeigt, so auch, wenn der Bauer im Wirtshaus sitzt bei einer Maß guten alten Bauernlagerbieres. Im allgemeinen ist ja der fränkische Bauer ein mäßiger Wirtshausbesucher und in der Regel gestattet er sich lediglich am Sonntag ein paar Glas. Das war schon in der Vorkriegszeit so, wo der Bauer, der an den Wochentagen das Wirtshaus aufsuchte, bereits halb und halb als *Trinker* angesehen wurde. In der Nachkriegszeit und in der Zeit nach der Inflation, die härter als auf manchem anderen Stande auf dem Bauernstande lasten, verbietet das große Loch im Geldbeutel schon von selbst einen überlangen und überreichlichen Wirtshausbesuch.

Sieht man einmal an einem Samstag abend oder einem Sonntag in einer dörflichen Wirtsstube, so kann man an Ort und Stelle am besten die

*) Siehe auch Nr. 2.

Sitten und Gebräuche des Bauern im Wirtshaus beobachten. Der Bauer ist an und für sich nicht gerade redselig. Er geht in die Gaststätt, um einen Zeitvertreib zu finden. Bald gesellt sich ein vierblättriges Kleeblatt zusammen zu einem stundenlangen Schaffloppspiel. Im Schaffloppspiel ist der Bauer Meister. Wehe dem Fremden, der mitspielen will und Dummheiten macht. Das Schaffloppspielen und die Kenntnis aller Kniffe, gegenseitigen Andeutungen und Möglichkeiten ist dem Bauern ein Gradmesser für die Einschätzung des andern. Mit Feuereifer betreibt er das Spiel. Wichtig haut er die Karten auf den Tisch, nicht selten mit einem betben Scherzwort oder einem halben Fluche. Sein Bier steht ohne Beachtung nebenan. So ein richtiger Schaffloppspieler kann den ganzen Abend mit einem einzigen Glas hinbringen.

Das Wirtshaus auf dem Dorfe ist aber auch in gewisser Hinsicht eine Art „Familienstube“ der Gemeinde. Was irgendwie in der Gemeinde vorgeht, was getan werden soll, hier wird es in mehr oder minder lebhaftem Gedankenaustausch erörtert. Hier werden Verkäufe und Käufe eingeleitet und abgeschlossen, hier verdient mancher einen „Kuppelpetz“, hier werden Feindschaften ausgegraben und nach Jahren oft wieder begraben. Die Wirtsstube ist der Ort, wo die Männer zusammenkommen, ohne Frauen in ihren Kram hineinschauen zu lassen. Selten wird man auf dem Dorfe eine Frau in der Wirtsstube treffen, außer bei einer festlichen Gelegenheit. Manche Bauernwirtsstube, besonders in Dörfern, wo nur eine Wirtschaft vorhanden ist, mutet an wie ein altes germanisches Thing, wo beraten und geseilscht wird, wo sich gegenseitig alle die Gemüther erleichtern können, und wie bei den alten Germanen wird auch jetzt noch, was am Tage vorher in der Wirtsstube ausgekocht worden ist, erst, nachdem eine Spanne Zeit darüber verflossen, in die Tat umgesetzt. Wie beim alten Thing haben die Älteren vor den Jüngeren das Wort, und wenn ein Grünschnabel sich zu laut bemerkbar macht, liegt er, ehe er sich's versieht, von kräftigen Häuten gepackt, auf der Strafe. Alter, Rang und Verstand spielen wie ehemals in der germanischen Versammlung auch heute noch im Wirtshaus eine große Rolle, und manchmal dünkt es uns, wir hätten es nicht mit einer Stätte des Vergnügens zu tun, sondern mit einer alten Beratungsstätte, die statt freien Himmels von vier Mauern umgeben und bedacht ist, und in der wie früher das Methorn jetzt der Bierkrug kreist.

Doch wie ausgewechselt erscheint uns der fränkische Bauer, wenn die Klänge der Tanzmusik erschallen. Hält man den Bauern, den Bauernburschen und die Bauernmaid für schwerfällig und unbeholfen, so wird man sehen, daß man sich gehdrig getäuscht hat, sobald man eine Bauern-
tanzmusik mit angesehen oder gar einmal selbst mitgemacht hat. Wenn die wirbenden Weisen der Dorfkapelle erklingen, da heben sich von selbst die Hüfte, wie Trübels' dem alten Wm noch in den morschen Knochen, und im tollen Tange wirbeln die Paare, alt und jung, dahin in dem mehr oder minder engen Saale. Wie überall kennt der Bauer auch bei Tanzmusik seine Sitten und Gebräuche, wie sie die Väter auf die Jungen überliefert haben. Der Bauernbursch und die Bauernmaid üben zuerst an den langen Winterabenden daheim in der Stube und erscheinen erst auf dem Tanzboden, wenn sie vermeinen, ihrer Sache sicher zu sein. Schulpflichtige gibt es beim Bauertanze nicht unter den Tanzenden. In den Orten, wo einer den andern kennt, wird das sofort bemerkt und eine kräftige Männerfaust steckt, ohne erst den Lehrer oder den Gendarm

anzurufen, den halbflüggen Jüngling ohne weiteres zur Thür hinaus. In der Mitte des Saales ist ein fast zu enger Kreis, rings herum stehen die Bekannten und Verwandten und selbstverständlich die Eltern der Tänzenden. Die Mutter schaut argwöhnisch darauf, wer mit ihrer Tochter tanzt, der Vater, welches Rädel sein Sohn zum Reigen auffordert. Schlüsse werden gezogen, Hoffnungen steigen auf. „Das gäbe ein nettes Paar“ wird gerannt und getuschelt.

Die größte Schande ist für ein Mädchen, wenn es „die Gule heimträgt“, wenn es während des Tanzes kein einzigesmal aufgefordert wird. Doch das ist auf dem Lande selten der Fall. Es berührt unangenehm, wenn ein Paar zusammen sich immer im Reigen dreht; Abwechslung muß sein, damit alle einmal an die Reihe kommen. Ist es doch der Fall, daß ein Mädchen keinen Tänzer findet, dann hat der Bruder oder ein anwesender Verwandter die Verpflichtung, die Schwester oder Naise einmal aufzufordern. Tut er es nicht, so wird er lange, lange ein schiefes Gesicht bekommen und das Mädchen ist in seiner Ehre gekränkt. Die „Freundinnen“ deuten mit Fingern und lassen spize Bemerkungen fallen, und nach kurzer Zeit verschwindet das Mädchen, um daheim im Kämmerlein der Tränenflut freien Lauf zu lassen.

Der Bauer hängt noch immer an seinen alten Tänzen. Es sind fast immer dieselben Tänze: der Walzer, Schottisch, Rheinländer, der Dreher, in neuerer Zeit auch die Gesellschaftstänze, besonders die „Fraasees“. Diese muß das Mädchen oder der Bursche beherrschen, wenn er zum Tanze geht. Nicht selten tanzen bei einem einfachen Walzer auch die Alten und Ältesten mit, und manche fünfzig- bis sechzigjährige wohlbeleibte Ehefrau sieht man noch das Tanzbein schwingen, ohne daß gerade Anstoß daran genommen wird. Will sich einer etwas Besonderes leisten oder möchte er seiner Herzallerliebsten eine besondere Ehre erweisen, so läßt er sich einen Extratanz auffspielen. Ein harter Taler fliegt den Musikanten zu, ehrfurchtsvoll wird Platz gemacht und im flotten Wirbel fliegt das junge Paar im Kreise. Doch wehe dem, der sich bei einem Sondertanz ungeschickt anstellt. Hier, wo alle Augen auf einem Paare ruhen, offenbaren sich alle Schattenseiten, und Gelächter und saule Wiße können die Folgen sein. Wehe aber auch dem, der es wagt, in einen solchen hineinzutanzten; die Entrüstung aller Anwesenden wendet sich gegen ihn, und er wird gut tun, sich dünne zu machen.

Kaufereien und Zwistigkeiten sind selten im Tanzsaal zu finden. Entstehen solche doch, so sind sie auf der Straße auszutragen. Im Saale duldet der Wirt nicht das geringste, und wer sich muckt, bekommt den Bierstlegel zu fühlen. Das ist so alte Sitte. Auf der Straße geht es allerdings dann um so toller zu. Wenn die Leidenschaften geweckt sind, wagt der Bauernbursche nicht gerade die Wucht seiner Faust ab und auch nicht die Schuld seines Opfers. Doch manche blutige Schramme ist am nächsten Tage bereits wieder vergessen und eine Kauferei bei einer Tanzmusik ist kein Grund zum Brechen einer Freundschaft. Etwas anderes ist es, wenn ein Fremder sich unliebsam bemerkbar macht. Die gesamte Dorfjugend kehrt gegen ihn und auf dem Heimweg darf er sich vor Häufen und Jauntlatten wohl in acht nehmen. Auch werden bei der Gelegenheit des Tanzes nur zu gerne Reibereien mit den Burschen des Nachbarorfes ausgetragen, wovon uns Richter und Behörden ein Lied singen können.

Dyln Riemen|schneider, der Künstler

Von Abelr Weber

Im Deutschordenhaus zu Rümmerstadt saß der würdige Herr Niklas von Ebernter, Komtur des Ordens, im Erker seines Wohngemaches und hatte den kleinen Tisch, der vom Fenster herlief, ganz mit Stichen und Holzschnitten bedeckt. Vor ihm stand ein junger Mann im braunen Wams und Lederkoller darüber. Weiße Loden fielen um sein Gesicht, auf dem sich eine leise Verträumtheit, gepaart mit unbewusster Melancholie, feststellen ließ. Augenblicklich schien sein ganzes Interesse in Anspruch genommen durch die Blätter, welche ihm der Komtur vorlegte.

„Seht Ihr, das ist vom Schongauer!“

Dyln Riemenschneider nickte und hielt den Kupfer, welcher Christus als Dürer zeigte, etwas von sich: „Das möchte gut in Lindenhölz zu schnitzeln sein und es bräuchte gar keiner Fassung.“*)

„Was Ihr da redet! Ein ordentlich Bildwerk muß auch gefaßt sein! Hat sich schon genug verändert in der Kunst: Wo die Steinmeßer alle Hände voll zu tun hatten, ist man auf das Holz gekommen. Grad so wie in der Klerisei die Bettelnduchtswirtschaft.“

„s ist wohl auch mehr ein Handwerk und eine bürgerliche Sach um die Bildschnitzerei“, gab der Junstgenosse der Maler ruhig zurück.

„Was auf den hohen Altar unserer Pfarrkirche kommt, wird jedenfalls gefaßt“, bestimmte Herr Niklas. Riemenschneider widersprach nicht, er hörte es gar nicht. Singschliffen in leidenschaftlichem Entzünden starrte er jetzt auf einen Kupferstich.

„Ah — der hat es gepackt — das sind Menschen von Fleisch und Blut! Wie er das wagt, sie ganz wiederzugeben? Seht, wie sie stehen, wie sie sprechen, wie sie wandeln“ — er sagte in der Erregung den Ebernter am Armel seines Gewandes — „vernehmst Ihr nicht, was sie sprechen ...? Sagt, habt Ihr schon einmal solche Kunst gesehen?“

Der Komtur war nicht ungehalten über die handgreifliche Begeisterung des jungen Handwerkers, er hatte selbst viel zu viel künstlerisches Gefühl, um nicht dessen Stimmung zu würdigen.

„Das ist Weit Stoß“, sagte er lächelnd, „der kann Euch noch Vorbild sein!“

Riemenschneider nickte aus ernstern Erwägungen. Niklas von Ebernter suchte jetzt einige Kupfer heraus, den Schongauer, ein paar Schnitte von Dürer und den Weit Stoß und formte sie zu einer Rolle, welche er dem jungen Bildschnitzer gab: „Die mach ich Euch zum Geschen! — mögt Ihr Euer Herz öfter daran erlaben und Euer Künstlerauge daran stärken!“

Der Beschenkte verneigte sich tief in kummer Dankbarkeit und sagte ausleuchtenden Blicks: „Ihr, hoher Herr, sollt in erster Linie mit den Tafeln zufrieden sein, ich schwör es Euch zu! Und nun erlaubt, daß ich mich zu meiner Herberge begeben!“

Der Komtur stand am Fenster, blickte ihm nach, wie er über den Hof schritt, und dachte: Er hat das Zeug zum großen Künstler — geb Gott, daß der kein Handwerker bleibt! Noch hält er zuviel an der Seele allein fest, vielleicht kann ihm Weit Stoß den Weg weisen, auch das Natürliche in der Vollendung zu erfassen!“

*) „Fassung“ — alter Ausdruck für Bemalung.